

Frank Keil

»So deutsch!«

Erinnerungsliteratur über die NS-Zeit und ihre Folgen gibt es einige. Aber immer wieder gibt es auch neue Begegnungen mit dem Schweigen und den Mühen des Sprechens.

Dass sein Vater gebürtiger Hamburger ist, dass weiß sein Sohn. Auch dass er also deutsch spricht. Nur will er nie so richtig erzählen, was ihn mit diesem Deutschland verbindet und wie genau er nach Schweden gekommen ist, wo er eine Familie gründete mit drei Kindern; wer eigentlich seine Eltern waren, wie und wo sie lebten. Immerhin nimmt der Vater ihn zwei Mal mit nach Hamburg, zeigt ihm ein wenig die Stadt, und immer regnet es. Hat es wirklich beide Male geregnet?

Dann – wir sind im Jahre 1983 – stirbt der Vater. Hinterlässt Unmengen von Papieren, Artikeln, Materialien und auch von Büchern. An der Uni war er tätig, hat unterrichtet, nach einer Zeit am Militärpsychologischen Institut. Der Sohn beendet seinen Vater, ein Rabbi spricht das Kaddisch,

auch wenn dem Vater seine jüdische Herkunft einerseits nichts bedeutet haben soll; zusammen mit seinen Geschwistern versuchen sie, wenigstens etwas Ordnung in all die Unterlagen zu bringen, die der Vater hinterlassen hat. Manches werfen sie auch weg; vieles aber packen sie in Umzugskartons, die der Sohn auf dem Dachboden seines Hauses stapeln wird. Er hat anderes zu tun, als sie alle im Detail anzuschauen; er ist Anfang 20, er wird Pilot werden, er wird die Welt besuchen.

Noch ein paar Jahre vergehen. Dann wird der Sohn selbst Vater. Und eines Tages – das Leben ist ein anderes geworden und die Mutter meint auf einem alten Foto die Eltern ihres verstorbenen Mannes zu erkennen – holt der Sohn die mit einer dünnen Staubschicht überzogenen Umzugskartons vom Dachboden und öffnet sie nach und nach, sichtet ihren Inhalt. Stößt auf ein Schreiben, dass er mühsam entziffert und dass sich als ein Entlassungsschein aus dem einstigen Konzentrationslager Fuhlsbüttel in Hamburg erweist. Ausgestellt an einen Mann mit einem ganz anderen Namen. Der allerdings dasselbe Geburtsdatum seines Vaters hat.



Torkel S Wächter

Meines Vaters Heimat

München: Langen Müller 2021 (aus dem Schwedischen von Stefan Pluschkat)

352 Seiten | 22,00 Euro | ISBN 978-3-7844-3595-4 | [mehr Infos](#)

Noch spricht der Sohn kein Deutsch, kann Deutsch nicht lesen. Das wird er ändern.

Aber erst einmal heftet er in seinem Büro Landkarten an die Wand: eine Europakarte, eine Landkarte von Norddeutschland, Stadtpläne von Berlin und von Hamburg. Denn er wird sich auf die Suche nach den Lebensspuren seines Vaters machen. Er wird Dinge von seinem Vater erfahren, die er nicht für möglich gehalten hat und von denen er folglich noch nichts weiß. Er wird sich in die Lebensläufe von Freunden und auch von Freundinnen seines Vaters vertiefen; er wird ehemalige Weggefährten treffen; nach Israel gehen die Reisen, nach Italien, auch nach Tunesien. Und immer wieder nach Deutschland und immer wieder nach Hamburg.

20 Jahre lang hat Torkel S Wächter recherchiert und geforscht; ist 20 Jahre lang der Vergangenheit seines Vaters hinterhergereist, hat Archive besucht, hat sich auch kundig gemacht über die Geschichte des Nationalsozialismus. Folgt so den Aktivitäten des Vaters ab 1933, die zu seiner Verhaftung und dann Inhaftierung führen; folgt ihm auf seiner Flucht, die ihn ab 1938 über Italien, ins damalige Jugoslawien, kurz nach Ungarn und dann während einer abenteuerlichen Reise durch Nazideutschland bis in die Ostseestadt Warnemünde bringen wird – gegenüber liegt das rettende Schweden.

»In den Umzugskisten lag ein Stapel Bücher, die mit dem Exlibris meines Vaters versehen waren, sowie mit handgeschriebenen Daten und Widmungen auf dem Vorsatzblatt, aus denen hervorging, wann die Bücher angeschafft worden waren, von wem mein Vater sie bekommen hatte oder wem sie ursprünglich gehört hatte. Da sie fast alle in Frakturschrift gedruckt waren, konnte ich sie nicht lesen.

Zumindest gelang es mir, eine in Leder gebundene Ausgabe von Goethes Gesammelten Werken sowie zwei Schiller-Bände mit Leinen einband zu identifizieren. So deutsch! Goethe, Schiller – und natürlich auch andere Autoren, darunter Thomas Mann und Friedrich Nietzsche.


Einige Bücher hatten einem gewissen Walter gehört.

Walter? Mein Vater hatte nie von einem Walter gehört. Oder doch? Konnte ich mich nur nicht daran erinnern?«

Torkel S Wächter



© cydonia | photocase.de

»Was er mir nicht erzählte« – lautet der Untertitel des Buches. Und ist zugleich der Ansporn, dass Un-Erzählte sich selbst und uns zu berichten und so ein fremdes Leben nahezubringen. Dramaturgisch klug wechselt Wächter dabei immer wieder zwischen den einzelnen Episoden der Lebensgeschichte seines Vaters und seinen Recherche-Erlebnissen; findet so einen ganz eigenen, sehr angenehmen Ton zwischen Anspannung und Entspannung, der zwischen gegenwärtigen Fragen und Antworten, die in Vergangenheit liegen, switcht. Und es ist nicht zuletzt ein ganz besonderes Hamburg-Buch, das wir da in den Händen halten und das auch davon berichtet, wie die Annäherungen zwischen Menschen von Orten und dem, was an ihnen geschehen ist, getragen und gestützt werden. 

Er fährt ziemlich rasant Auto. Rast mit Karacho auf die nächste Kurve zu, nimmt kaum das Gas weg und ergötzt sich daran, wenn Frau und Kinder auf ihren Sitzen vor Angst kreischen. Wieso – es war doch gar nichts los! Es ist doch alles gut gegangen. Irgendwas ist nicht ganz in Ordnung mit dem Mann da am Steuer.

Wie auch: Denn Hans Lichtenstein ist zwölf Jahr alt, als er mit einem so genannten Kindertransport von der damaligen Reichshauptstadt Berlin gerade noch rechtzeitig Nazideutschland verlässt und über die Niederlande ins am Ende rettende Großbritannien gelangt – allein, ohne seine Familie, die Eltern, die Schwester.

Allzu viel geredet hat er darüber bisher nicht; dem Sohn ist, als wäre sein Vater nie ein Kind gewesen. Der hat sich im abgeschiedenen Wales ein eigenes Leben aufgebaut, war beim Militär, bei der SAS, als Arzt so wie er auch danach als Arzt arbeitete, findet überhaupt, dass man sich bei allem, was womöglich schwierig ist, nicht so anstellen soll, das werde sich schon alles wieder einrenken; fährt eben leidenschaftlich gern Auto und will nichts von der Vergangenheit wissen. Ach ja: Autos der Marke *Volkswagen* hasst er aus tiefstem Herzen; und Autos der Marke *Mercedes* ebenso.

Das Verhältnis zu seinem Sohn Jonathan: nun ja – schlecht war es lange; angespannt und schwierig. In letzter Zeit aber scheinen sich beide – Vater

und auch der Sohn – ein wenig beruhigt zu haben und die Idee einer gemeinsamen Reise in des Vaters Vergangenheit scheint nicht mehr ganz so abwegig. Man muss es ja auch nicht aussprechen: Der Vater ist nicht mehr jung, und wenn er ... dann ist nicht mehr ewig Zeit dafür.

Und schließlich sagt der Vater zu: lass uns fahren. Rückwärts geht es, erst per Bahn nach London, so wie er damals mit der Bahn ins Land kam; dann weiter mit dem Mietwagen per Fähre über den Kanal und dann weiter durch die Niederlande, von Raststätte zur nächsten Raststätte – bis nach Berlin: dort ins Jüdische Museum, wo sie ins Getümmel einer aufgekratzen Schulklasse geraten werden, die hier besichtigt, was der Vater erlebt hat; zum Holocaust-Mahnmal in der Stadt-Mitte geht es, zum Weißensee-Friedhof, wo Gräber seiner Familie liegen, die der Vater noch nie besucht hat; in die Straße nahe des Zentrums, wo er einst aufwuchs, geht es; auch in der Straße, wo das Geschäft seiner Eltern war, bis es in der Pogromnacht zerstört und zertrümmert wurde, werden wir die beiden wiederfinden; werden sie dorthin begleiten, wo die Cafés waren, in denen er als Kind saß, bis er dort nicht mehr sitzen durfte, und wo er nun wieder sitzt.

Und noch etwas muss offenbart werden: Der Vater des Vaters hat sich umgebracht und sein Sohn hat ihn damals gefunden.

Der Sohn ist dabei beileibe nicht nur Begleiter auf dieser Reise. Er hat sein eigenes Päckchen zu tragen. Schwer fand er ins Erwachsenenleben, woran er sich erzählend an Kindheit und dann Jugend erinnert, während die Kilometer nur so dahinsausen. Unbefangene Geselligkeit ist nicht sein Ding, weit eher ist ihm eine düstere Melancholie vertraut. Wenig, so scheint es ihm, ist ihm im Leben (bisher) gelungen. Er hat zuweilen etwas Menschenfeindliches an sich. Und manchmal,



Jonathan Lichtenstein

Zurück nach Berlin

Berlin: Insel 2021 (aus dem Englischen von Thomas Brovot)

314 Seiten | 24,00 Euro | ISBN 978-3-458-17908-5 | [Leseprobe](#)



© Klaus Klee | photocase.de


wenn die schwierigen Momente im Leben eintreten, wie es nun mal ist, muss er sich vom Schwindel gepackt, flach und platt auf den Boden legen und warten, bis es wieder vorbei ist.

»Lass den Unsinn«, sagt dann sein Vater, sagt es auch dann und wann auf dieser Reise. Als ob das so einfach wäre und als ob man das bestimmen könne.

»Zurück nach Berlin« – das ist ein harmlos klingender Buchtitel. Doch der Text, ein vielschichtiger Reisebericht, hat es sozusagen faustdick hinter den Ohren. Er ist wunderbar leidenschaftlich geschrieben; unkonventionell, emotional dichtgewebt und zuweilen bissig kommentiert, zeigt er uns auch, wie schwierig das Erinnern unter Beobachtung ist; berichtet, wie viel Geduld und Rücksicht es braucht, um sich dem Schmerzhaften zu stellen, das in der Konfrontation mit dem Geschehen auftauchen muss.

»Sein Schmerz, wenn er Erinnerungen wachruft, legt sich auf mich und dringt in mich ein, wandert in meinen Unterleib, wandert mir unter die Rippen. Ich habe einen Teil seiner Geschichte eingesogen. Warum, das weiß ich nicht. Sie ist zu einem dunklen Gespenst in mir geworden. Ich kämpfe an gegen dieses Gespenst, aber es hat mich im Griff. Es ist meine Herzhaute. Sind die Steine in meinen Nieren. Sind meine arthritischen Hände. Es heftet sich an meine lebenswichtigen Organe und führt einen pausenlosen Kampf mit dem Verstand, der seine Gedanken in mich hineinjagt, in mich purzeln lässt, auch wenn ich immer wieder um Ruhe bitte; ist ein Strom von Bildern, ein eingewachsenes Geräusch, wie die plappernden Wasserfälle in den walisischen Bergen meiner Kindheit, wenn sie sich in den großen Becken weiter unten ergossen.«

Jonathan Lichtenstein

Sigmund Freud's Diktum vom Dreierschritt des Erinnerns, des Durcharbeitens, um schließlich das Erlebte bewältigen zu können, er gilt absolut für beide Titel: einmal aus der Erinnerung heraus, die mit Leben gefüllt werden muss; das andere Mal im Kontakt wie Konflikt mit der eigenen Gegenwart. Einfach ist beides nicht; aber in jedem Fall gewinnend, auch für uns Leser und Leserinnen. 

**Autor***Frank Keil*

liest und schreibt gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen, Porträts, Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Zudem ist er noch Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«.

✉ keilbuero@t-online.de

🌐 <http://keilbuero.de/>

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)

✉ Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg

☎ 040. 38 19 07

📄 040. 38 19 07

✉ redaktion@maennerwege.de

🌐 www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text **orangefarbige Begriffe** sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2021): »So deutsch!«. Torkel S Wächter's »Meines Vaters Heimat« und Jonathan Lichtenstein's »Zurück nach Berlin« (München und Berlin 2021, Rezensionen). maennerwege.de, August 2021.

Keywords

NS-Zeit, Traumata, Vater-Sohn, Spurensuche, Erinnerung, transgenerationale Übertragungen

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.